

Laufsteg der Stadtoriginale

Viel Satire und etwas Poesie – die Trittligasse kommt bei der Neuauflage der «Zürcher Ballade» gross heraus

KATJA BAIGGER

Das gefällt dem aalglatten Unternehmensberater, der das Zürcher «Amt für Kultur und Bewilligungen» privatisieren soll: Zuerst ein publikumswirksames Wetterleuchten über der «Trittligasse», schliesslich das richtige Gewitter – alles pünktlich und ohne Verluste. Das Unwetter beginnt an der Vorpremiere der Revue am Mittwochabend just dann, als die letzten Evergreens verklingen. Unser Dach «isch de Himmel vo Züri», und es hat während der ganzen Vorstellung gehalten. Das Timing ist aus Sicht des Consultants (Samuel Zünd als glänzender Parodist) perfekt. Ihm bedeutet die Effizienzsteigerung das, was seinem Kontrahenten die Kultur wert ist.

Fenster sind hier Logen

Diesem Leiter des «Amtes für Kultur und Bewilligungen» nämlich, Max Guggenbühl (Christian Jott Jenny zwischen Enthusiasmus und Missmut), ist die Neuauflage der 1960 uraufgeführten «Zürcher Ballade» unter dem Titel «Trittligasse» zu verdanken – so will es die Geschichte in der Geschichte. Hier überschneiden sich Kabarett-Handlung und Realität: Der Ermöglicher Jenny mit seiner Produktionsfirma «Amt für Ideen» spielt auf der Freiluftbühne eigentlich sich selber. Der Netzwerker zeichnet für die Neulancierung der Züri-Ballade verantwortlich. Er hatte mit «seinem» Regisseur Christian Vetsch sowie dem wie stets famos zwischen Jazz, Rumba und Balladen changierenden Zürcher Staatsorchester bereits Musikkabarets wie «Rotstift Reloaded» aktualisiert.

Die Wiedererweckung der frechen Revue – damals machten sich Schauspielgrössen wie Ruedi Walter oder Margrit Rainer über die «High Society» lustig – kommt beim bunt gemischtem Publikum gut an. Wie einst parodiert auch Jeremias Dubnos zeitgeistige Fassung das aktuelle Stadtgeschehen. Und wie damals spielt die Neuauflage des Freilufttheaters am Platz zuoberst an der Trittligasse, wo Seldwyla nicht weit ist.

Auf einer Dachterrasse, die als Gratsloge fungiert, machen es sich zwei bequem. Die Fenster sind offen. Er klingt ein Gassenhauer, etwa die wunderbare Hommage ans Bellevue, wo Zürich Grossstadtluft atmet, werden sie bevölkert. Ob dem an jeder Aufführung bis 16. September so sein wird, sei dahingestellt. Denn die sich vom Lärm belästigt fühlenden Anwohner waren damals der Grund, weshalb die «Zürcher Ballade» an die Höschgasse verlegt wurde,



Lärmbelästigung an der Trittligasse: Max Guggenbühl (Christan Jott Jenny, rechts) weist einen Clochard zurecht. S. HABERLAND / NZZ

dort aber nicht reüssierte. Zurück in die Gegenwart der «Seefeldisierung»: Der verpönte Consultant kommt aus Deutschland – Zuschauer aus dem «grossen Kanton» müssen etwas gar viel Spott ertragen. Max Guggenbühl, der es bald mit dem Genannten zu tun bekommt, beginnt gerade als Amtsleiter. Er richtet sich im in Züri-Blau-Weiss gehaltenen Bühnenbild (Martin Fueter) ein, placiert seinen Kaktus auf dem Pult und desinfiziert die Geräte. Doch «o Schreck» – kein WLAN. Währenddessen füllt sich die Mailbox mit Nachrichten und der Warteraum mit Kreativen. Unter ihnen sind das Cabaret-Rotstift-Urgestein Jürg Randegger (er wirkte an der «Zürcher Ballade» 1964 mit) und die Schauspielerin Heidi Diggelmann, die das Züri-Ballade-Revival bewilligen las-

sen wollen. Die Senioren werden vom Grossmünsterpfarrer (Samuel Zünd) abgedrängt, der zum Reformationsjubiläum eine «Churchparade» veranstalten möchte. Bald werden dem überforderten Guggenbühl zwecks Effizienzsteigerung weitere Ämter untergejubelt: Verkehr, Entsorgung, Grün Stadt Zürich.

WAM in Hochform

Derweil hat im Warteraum der Stadtoriginale einer grosse Auftritte: Walter Andreas Müller, auch genannt WAM. Er initiiert zunächst den Chef des Mediendienstes der Stadtpolizei Zürich, Marco Cortesi, dann – fulminant – Pfarrer Sieber, der seinen Pfuusbus wegen der Gentrifizierung umparkieren muss. Am Ende bereitet wieder der Consultant

Probleme. Der Anwohner fühlt sich gestört vom Kabarett-Lärm. Verzweifelt ruft er: «Mutti!» Und sie steigt die Trittligasse hinab, Angela Merkel. Walter Andreas Müller sieht ihr im roten Blazer zum Verwechseln ähnlich.

Ja, das ist ein oft lustiger bis bissiger, selten melancholischer Liederabend, nicht nur für Ü-80-Zuschauer, wie das Jürg Randegger augenzwinkernd sagt, sondern auch für Jüngere, die Zürichs Evergreen-Repertoire kennenlernen. Ein Widerspruch aber bleibt unauflösbar: In der «Trittligasse» belächelt man die «Eventitis», gleichzeitig macht man aus der Oberdorfidylle einen Grossanlass. Adieu, verwunschene Trittligasse?

Zürich, Trittligasse, bis 16. September. Wiederaufnahme im April im Miller's Theater.

Nachdenken über Huldrych Z.

Die Frau an Zwinglis Seite – Anna Reinhart hat das Wort

THOMAS RIBI

Reformation war Männersache. Frauen, das waren die Frauen an der Seite der grossen Männer. Starke Frauen, durchaus. Katharina von Bora zum Beispiel. «Mein Herr Käthe» soll Luther sie genannt haben, und soviel man weiss, hat sie das Leben ihres Mannes weitgehend organisiert, soweit sich ein so turbulentes Leben wie das von Luther überhaupt organisieren liess. Natürlich, sie stand im Hintergrund. Aber was sie tat, das tat sie energisch, selbstbestimmt, und man kann sich vorstellen, dass sie sich nicht so leicht über den Tisch ziehen liess, am allerwenigsten von ihrem Mann. In den wichtigen Fragen allerdings, und das waren selbstredend die theologischen, da liess sich Luther kaum dreinreden. Am allerwenigsten von seiner Frau.

Gottes Ebenbild

Huldrych Zwingli war da wohl nicht viel anders. Vom theologischen Standpunkt aus waren Frauen für ihn immer ein bisschen rätselhaft. Der Mensch, so stand es im Alten Testament, war von Gott geschaffen. Nur, der Mensch, das war Adam, der Mann. Ihn hatte Gott nach seinem Ebenbild geformt. Aber wie war es denn eigentlich mit der Frau? Klar, im Alten Testament stand ebenso deutlich, Gott habe den Menschen «als Mann und Weib» geschaffen. Aber hiess das, dass die Frau auch nach Gottes Ebenbild geschaffen war? Doch wohl kaum, denn wie hätte man sich Gott in diesem Fall vorstellen müssen? Nicht auszudenken!

Also blieb die Frau eine Art theologische Leerstelle. Es gab sie zweifellos, das war Zwingli bewusst, ein Frauenverächter war er keineswegs. Ein Techtelmechtel mit der Tochter eines Barbiers in Einsiedeln führte in Zürich kurz vor Zwinglis Wahl ans Grossmünster zu einigem Gerede. Seit 1522 lebte der Leutpriester mit einer Frau zusammen, mit Anna Reinhart. Zunächst war die Ehe geheim – falls das Privatleben des Grossmünsterpfarrers wirklich geheim sein konnte. Zwei Jahre später liessen sich die beiden offiziell trauen. Eine Eingabe an den Bischof von Konstanz mit der Bitte, den Zölibat aufzuheben, war ohne Antwort geblieben.

Vorstellungskraft

Anna Reinhart also, Tochter eines Gastwirts, war früh Witwe geworden. Sie hatte Zwingli gepflegt, als er 1519 an der Pest erkrankt war, hatte drei Kinder in die Ehe gebracht, hatte mit Zwingli vier weitere Kinder und begleitete ihn bis zu seinem Tod im Oktober 1531. Anna Reinhart steht im Mittelpunkt eines Buchs, das Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist zum Reformationsjubiläum vorgelegt hat. Ein Buch, das sich Zwinglis Ehefrau auf dem einzigen Weg annähert, der uns heute noch offensteht: der Vorstellungskraft. Denn von Anna Reinhart ist wenig mehr bekannt als die Lebensdaten. Es gibt nicht einmal ein Bild von ihr, hinterlassen hat sie nichts, Quellen für ihr Leben gibt es kaum.

Romanbiografie nennt Sigrist die gewählte Form, und er gibt Anna Reinhart gleich selber das Wort. In Briefen, die mit Zwinglis Tod auf dem Schlachtfeld bei Kappel beginnen, setzt sie sich in stummer Zwiesprache mit ihrem Mann auseinander – und mit dem, was die Zeiten von ihr fordern. Sie hadert mit ihrem Ueli, dem sie den Krieg nicht ausreden konnte. Den Krieg, der ihn und ihren ältesten Sohn das Leben kostete. Sie lässt ihre gemeinsame Geschichte und die Zeitläufte Revue passieren, denkt nach, will verstehen und bezeichnet unbeirrbar immer wieder den Punkt, an dem alles Verstehen aufhört, aufhören muss: da, wo mit dem Schwert und der Bibel für den Frieden gekämpft wird.

Christoph Sigrist: Anna Reinhart & Ulrich Zwingli. Von der Tochter eines Gastwirts zur Frau des Reformators. Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 2017. 224 S., Fr. 24.50.

Der unermüdliche Unruhestifter

Mit Velvet Underground wurde John Cale berühmt. Dann ging er eigene Wege. Modetrends beugte er sich nie

HANSPETER KÜNZLER

John Cale war unberechenbar, und er ist es noch immer. Sechzehn Soloalben hat er veröffentlicht. Mindestens drei davon sind in Stein gemeisselte Klassiker, aber keines tönt wie das andere. Da wäre als erstes «Paris 1919» von 1973: herrlich elegische Songs mit eleganten Streicher-Arrangements und Anspielungen auf den walisischen Dichter Dylan Thomas.

Gesänge von der Lebenskrise

Nur ein Jahr später erschien «Fear» – das unvergessliche Cover zeigte ein hart geschnittenes, fast ganz auf schwarz und weiss reduziertes Porträt des Künstlers. Die Musik reichte vom romantisch klingenden und doch bedrohlichen «Emily» bis zum heulenden, brachialen Gitarrenrock von «Gun». Schliesslich «Music for a New Society» (1982): ein rohes Album mit viel Improvisation. Allein im Studio, sang sich Cale eine Lebenskrise vom Leib. Letztes Jahr hat er diese Lieder in neuen, packenden Arrangements neu aufgelegt («M:FANS», 2016).

Geboren im März 1942, wuchs John Cale in Wales in den mit Kohlenbergwerken überbauten Tälern nördlich von Swansea auf. Mit dreizehn Jahren entdeckte er dank der BBC Komponisten wie Schönberg und Stockhausen. Wenig später trat er als Geiger – manchmal wird er auch als Bratschist fungieren – dem walisischen Jugendorchester bei.

Die Teenage-Zeit war schwierig: Abwechslungsweise habe er von Selbstmord und vom Durchbrennen geträumt, schreibt er in seiner Autobiografie. 1960 zog er nach London an die Universität und beschäftigte sich mit Cornelius Cardew, John Cage und der Fluxus-Bewegung: «Die Rolling Stones spielten im Pub um die Ecke. Ich merkte es nicht.»

Cale bewarb sich dann um ein Stipendium für das Berkshire Music Centre in Tanglewood, Massachusetts, wurde von Aaron Copland persönlich interviewt und landete 1963 an der amerikanischen Ostküste. Die New Yorker Avantgarde-Szene begrüsst ihn mit offenen Armen. An der Seite von John Cage nahm er als Pianist an der weltweit ersten Aufführung von Erik Saties «Vexations» in vol-

ler, 18-stündiger Länge teil. Ein Jahr lang arbeitete er auch mit dem Neutöner La Monte Young zusammen.

Diese Vorgeschichte ist wichtig für alles, was Cale seither gemacht hat. Die Erfahrungen in der Avantgarde gaben ihm die Kraft, im Rockgeschäft, das Musiker gern in Schubladen sperrt, immer wieder neue Wege zu gehen. Mit Lou Reed verband John Cale eigentlich wenig – ausser den Drogen und der Lust auf Risiko. Es war Antrieb genug, 1965 die Band Velvet Underground zu formieren, die von Andy Warhol gefördert wurde und so mit absoluter künstlerischer Freiheit operieren konnte.

Zu verrückt für Lou Reed

Mit den ersten beiden Alben – «The Velvet Underground & Nico» (1967), «White Light White Heat» (1968) – stand die Band weit abseits herrschender Trends. Erst später sickerten ihre Sounds in die Rock-Geschichte ein. Reeds und Cales Wege trennten sich aber 1968 bereits wieder. Cales Einfälle waren für Reed allzu verrückt.

So begann für Cale eine künstlerische und persönliche Berg- und Talfahrt. Doch seine Karriere als Musiker ist in ihrer Vielfalt unvergleichlich. Bald wirkte Cale auch als Produzent, für Alben von Nico, The Stooges, Patti Smith (1975 das epochale «Horses»), The Modern Lovers, Squeeze, Sham 69 und vielen anderen. Seine eigenen Projekte waren selbst dann interessant, wenn sie sich nicht als Klassiker erwiesen. Es folgten Experimente an der Seite von Brian Eno, mit «Songs for Drella» – Liedern zum Gedenken an Andy Warhol – eine Reunion mit Lou Reed, dazu Kompositionen für Ballett, Film und Theater.

In neuerer Zeit beschäftigte sich Cale stärker mit Elektronik. «Shifty Adventures in Nookie Wood» (2012) waren weitere bemerkenswerte Alben. Sein gegenwärtiges Konzertrepertoire, das er mit seiner langjährigen Band interpretiert – mit Dustin Boyer (Gitarre), Joey Maramba (Bass), Deantoni Parks (Drums) –, setzt sich aber aus Songs verschiedener Schaffensphasen zusammen.

Zürich, Kaufleuten, 3. September, 20 Uhr.